



Panama, August 2002 von Barbara K.

Samurai ist krank

Wir waren durch etwas mehr als die Hälfte von Panama geritten, da wurde auch Samurai krank. Matt, gelbe Bindehäute, hohes Fieber, alles wie damals bei Gaucho. Wir waren in einem ziemlich kleinen, abgelegenen Bambushüttendorf, wo wir keine Medikamente bekommen würden. Immerhin hatte es ein Telefon. Ein Tierarzt, den wir in Panama City kennengelernt hatten, Dr. Walner Espinoza, gab uns eine ganze Liste von Medikamenten durch, die wir Samurai geben sollten. Verflixt teuer, diese Pferdebehandlungen! Aber was sollten wir machen, er sollte ja wieder gesund werden.

Eine der letzten Infusionen bei Samurai - es klappt gut!

Günter fuhr also ins nächste größere Dorf und kaufte die Medikamente. Einen Tierarzt gab es auch dort nicht. Wir hatten 5 Plastikbeutel Dextrose-Infusion gekauft und ein Mittel zur Stabilisierung der Leber- und Blutwerte eingespritzt. "Günter, kannst du das, mit der Infusion in die Vene?" "Ja also, eine Infusion habe ich noch nie gesetzt, aber in die Vene spritzen kann ich. Das kann ja nicht so viel anders sein." Wir waren zuversichtlich. Also wurde das Tütchen geöffnet, das Medikament eingespritzt, der Schlauch angehängt. Soweit so gut. Jetzt mussten die Luftblasen aus dem Schlauch, damit wir keine Luft in die Vene bliesen. Wir hielten die Öffnung nach unten, machten den Schlauch ganz auf und liessen so viel rauslaufen, bis alle Luft draußen war. "Schau, jetzt ist aber der Tropfbehälter hier oben voll, und wir sehen nicht, wieviel nachläuft!" "Gut, halt mal das Schlauchende höher als den Beutel, dann müsste es eigentlich rückwärts laufen, und das Schaugefäß wieder leer werden!" Wir probierten hin und her, und schwitzten schon bevor wir überhaupt anfangen. "Also, jetzt die Vene. Ich halte hier mit dem Daumen zu, damit sich das Blut in der Vene staut, dann steche ich rein, nur mit der Nadel. Erst wenn Blut raustropft, können wir sicher sein daß ich die Vene getroffen habe. Dann gibst du mir den Schlauch und ich hänge ihn an die Nadel." erklärte mir Günter. Günter stach - daneben, kam nichts. Also nochmal, vielleicht ein wenig weiter Richtung Körper. Wieder nix. "Zieh die Spritze mal nicht gleich wieder raus, sondern bohr ein bisschen herum!" Gut. Getroffen, es tropfte Blut. Jetzt schnell den Schlauch angeschlossen! Schon nach wenigen Momenten bildete sich an Samurais Hals eine Beule. "Schnell, wieder raus mit der Nadel! Da stimmt irgendwas nicht. Die Flüssigkeit geht nicht in die Vene, sondern irgendwo unter die Haut." Also raus, wieder Luft ablassen, nochmal probieren. Wieder einige Versuche, bis Blut kam. Abwechselnd nahmen wir die Nadel in die Hand, um unsere Venen-such-Versuche durchzuführen. Mir wurde schon langsam schwindelig. Mir machte es zwar nichts aus, beherzt zuzustechen, ich traf auch meistens die Vene, aber ich konnte es nicht sehen, wie das Blut rauslief. Gleich würde ich umkippen. "Günter, ich muß mich hinsetzen, Pause machen, mir ist schwindelig." Also wieder den Schlauch ran. "Nein, da, wieder eine Beule!" Der arme Samurai! Am Schluß hatte er auf jeder Seite mehrere Beulen, der Hals sah aus, als hätte er ihn in ein Wespennest gesteckt. Wahrscheinlich war seine Vene vollkommen durchlöchert, die Dextrose war halb leer, ein Teil irgendwo im Halsgewebe, ein anderer Teil durch diverse Luft-Ablass-Vorgänge im Boden versickert, und wir waren genervt und fertig. "Ok, noch ein letzter Versuch. Ich stech jetzt ganz nah am Ende des Halses, Richtung Körper." schlug Günter vor. "Hier spür ichs gut. Gib mir die Nadel!" Und rein. Ja, da kommt Blut, viel! Schnell den Schlauch. Doch was war das? Das Blut floss in den Schlauch, nicht umgekehrt. "Günter, ziehs schnell wieder raus, ich glaub du hast eine Arterie getroffen!" Ja, es kam hellrotes Blut uns entgegengespritzt. So eine Scheiße, jetzt geben wir's wirklich auf. "Ich will das nicht mehr selber machen. Dann muß eben ein Tierarzt eingeflogen werden, damit der das macht. Wir sind nicht fähig dazu. Wenn der Samurai jetzt gesund wird, dann bestimmt nicht durch unsere Behandlung, sondern mehr durch seine robuste Konstitution!

Nach einigen weiteren Übungen klappte es dann doch. Wir hatten die Vene getroffen, und die Nadel blieb auch in der Vene. Wir bekamen den ganzen Beutel rein. Das Geheimnis war, Samurai wirklich zu immobilisieren, so daß er nicht mehr seinen Hals bewegen konnte. Er hatte oft unverhoffte Bewegungen gemacht, um Fliegen zu verscheuchen oder sich irgendwo zu kratzen. Das hatte die Nadel immer wieder aus der Vene gebracht.



Nach einigen Tagen ging es ihm auch wieder besser, er hatte wieder Energie, das Fieber war weg, und wir konnten erstmal weiter.

Bei den Indigenas

Wir kamen in die Berge. "Zona indigena" nennen sie das hier. In diese unzugänglichen Gebiete, mit schlechten Böden, steilen, steinigem, schwer bebaubaren Hängen, häufig Mangel an sauberem Trinkwasser, war die indigene Bevölkerung zurückgedrängt worden. Die Infrastruktur war mangelhaft: Viele Pueblos hatten keine Wasserleitungen, oft war das ganze Dorf nur von einer einzigen kleinen Quelle abhängig, aus der das Wasser mit Kalebassen geschöpft wurde. An Strom war gar nicht zu denken, Straßen gab es keine, nur kleine schmale Wege. Alle Lebensmittel, die die Bevölkerung nicht selber anbaute, mußten mühsam mit Pferd oder zu Fuß heraufgetragen werden. Die einzige Tienda - ein kleiner Laden, den fast jedes Dorf besaß - war meistens dürftig ausgestattet. Der Verkauf beschränkte sich auf Reis, Öl, Zucker, Salz, einige Kekse und Bonbons und eingelegten Thunfisch.

Plan de Chorcha ist eine Ansammlung von Häusern, die sich weit verstreut über die Hänge verteilen. Einige Kilometer vorher hielt Fabio, unser Begleiter, an und zeigte uns mit weit ausladender Armbewegung "Hier, das alles ist Plan de Chorcha." Wir sahen kein einziges Haus, noch lag alles im satten Grün des Regenwaldes verborgen. Ab und zu lichtete sich das Dickicht auf einer Seite, und ich konnte eine Anpflanzung von Kaffeesträuchern, gemischt mit Bananenstauden, erkennen - die ersten Anzeichen, daß Menschen nicht weit waren.

Wir kamen an eine aus Bambusstangen gebaute, mit Palmblättern bedeckte Hütte. Der Lehmboden war sauber, hinter der Hütte fegte jemand. Kein Plastikmüll lag herum, wie wir das sonst oft in den - angeblich - zivilisierteren Gegenden Panamas erlebt hatten. Die Leute waren sehr freundlich. Gleich servierten sie uns ihren stark gezuckerten schwarzen Kaffee in Kalebassenschalen, brachten uns süße Bananen und fragten uns, ob wir mit ihnen essen wollten. Ja, das wollten wir gerne; uns war es immer lieber, mit und von den Leuten zu essen; so konnten wir ihnen auch etwas Geld dafür geben, hatten sie doch oft so gut wie kein Geld im Haus, mit dem sie sich einige Dinge kaufen konnten, die sie nicht selbst anbauten. Eine große Yuccawurzel wurde geerntet; dazu wird die ganze Pflanze aus dem Boden gerissen, die größten Wurzeln werden zum Essen abgehackt, die kleineren wieder zusammen mit einem Sproß in die Erde zurück gesteckt. In wenigen Wochen würde hieraus eine neue Yuccastaude mit dicken, weißfleischigen Wurzeln entstehen. Die Frau des Hauses füllte eine flüssige Maismasse in gerollte Bananenblätter, die sie auf dem Holzfeuer in Wasser kochte. Ebenso wurde die Yucca geschält, zerteilt und gekocht. Dazu gab es ungeschälten Vollkornreis. Das ganze brachten sie uns wiederum in Kalebassen und auf Bananenblättern. Wir waren hungrig, es schmeckte gut. Ich wunderte mich nur, daß das Maisgericht und auch der Reis überhaupt nicht gesalzen waren. Später erfuhr ich, daß es hier einfach keinen Laden und damit auch kein Salz zu kaufen gab. Selbst diese Grundnahrungsmittel mußten die Leute hier von weit her bringen. Das nächste Dorf war 3 Stunden zu Fuß entfernt. "Wir essen das, was wir anbauen. Nur, wenn wir Geld haben, gehen wir ins nächste Dorf, und kaufen uns Salz und Zucker." Mit Stolz zeigten sie uns, was sie alles anbauten und was der Wald hier zu bieten hat. Neben den Yuccawurzeln aßen sie ihren eigenen Reis, ihre Bananen, Guandu - das ist ein erbsenähnliches Gemüse, das unter den Reis gemischt gegessen wird - , sie hatten große, schattenspendende Cashew-Bäume, die sowohl saftige, süße Früchte lieferten als auch Cashew-Nüsse, die erst durch Röstung ihre Giftstoffe verlieren und eßbar werden. Mango, Orangen und Grapefruit ergänzten den Speiseplan. Aus Zuckerrohr gewannen sie süßen Saft, den sie zu braunen Klumpen eindickten.

Regenzeit

Seit wir in Costa Rica waren, hatte uns auch die Regenzeit voll erwischt. Es regnete fast täglich; wenn wir Glück hatten, erst am Nachmittag, aber oft schon mittags, oder die ganze Nacht durch. Solch einen Regen habe ich bei uns in Deutschland noch nie erlebt. Mitten aus dem schönsten Sonnenschein heraus wurde der Himmel grau, dunkle Wolken ballten sich zusammen. Es wurde ganz still, kein Luftzug wehte mehr, die Vögel hörten auf zu



singen. Anfangs regnete es für einige Minuten leicht - wir konnten uns vorbereiten. Wir zogen Regencapes an, bedeckten die Sättel mit Planen, packten Geldbeutel und alles, was nicht naß werden sollte in die wasserdichten Satteltaschen. Es wurde finster, der Himmel lag grau und schwer über uns. Es fing an zu schütten. Das Wasser floß wie in Bindfäden aus dem Himmel. Schon nach wenigen Minuten verwandelte sich der lehmige Weg in einen braunen, matschigen Bach.

Es regnete in unverminderter Heftigkeit den ganzen Nachmittag. Unbefestigte Wege verwandelten sich in ein einziges rutschiges Schlammfeld, die Pferde bekamen schwere Erdstollen unter den Hufen, wie bei uns im Winter vom Schnee. Wir hatten Glück, konnten in einer Regenpause unser Zelt aufschlagen. Liesl schlief wie immer im Vorzelt. Es regnete die ganze Nacht. Unter dem Innenzelt und auch vorne bei Liesl im Vorzelt stand das Wasser bzw. floß in gurgelnden Bächen unter uns durch, ohne zu versickern. Liesl wachte auf, von ihrem Kopf tropfte es. Sie schaute uns mitleidheischend an und versuchte, zu uns ins Innenzelt zu steigen. 3 Pfoten hatte sie schon auf meiner Isomatte, bevor ich sie bemerkte und rausscheuchte. Sie hob eine Pfote nach der anderen an, so wie um zu sagen: "Schaut, wie nass es hier bei mir ist!" Die Pferdedecken, die Günter als Matraze benützte und die unter dem Zelt lagen, waren am nächsten Tag bleischwer, vollgesaugt mit Wasser. Naß lief es unter den Sätteln hervor.

Flüsse und Meer...

Brücken und Flüsse ohne Brücken waren für uns die Haupthindernisse. Flüsse, die in der Trockenzeit harmlose, freundlich vor sich hinplätschernde Bäche sind, schwellen in der Regenzeit zu reißenden Flüssen an. Holzbrücken werden nicht immer instand gehalten, und wir mussten uns vorher erkundigen, ob sie für Pferde begehbar sind. Wollten wir einen Fluß in der Nähe seiner Mündung zum Meer überqueren, mußten wir meistens die Ebbe abwarten, da das Meerwasser in die Flüsse hereindrückt.

Wir kamen an einen breiten, schlammigen Fluß in Meeresnähe. In Ufernähe standen einige Bäume unter Wasser - es war Flut. Am anderen Ufer sahen wir ein Auto stehen - es wartete auf die Ebbe, damit es bei Niedrigwasser durch die Flußfurt fahren konnte. Wir konnten nicht auf den Grund des Flusses sehen und seine Tiefe abschätzen, wollten jedoch nicht auf die Ebbe warten, da es schon spät war. "Ich geh mal mit Gaucho los, zum Testen wie tief es ist." meinte Günter. "Hier, nimm du Rebelde." und warf mir seinen Führstrick zu. Gaucho tastete sich Schritt für Schritt in den Fluß. Es wurde immer tiefer, das Wasser reichte Günter schon bis zu den Steigbügeln, und die Flußmitte war noch nicht erreicht. Samurai und Rebelde wurden unruhig und wollten hinterher. Der frei laufende Pumuckl war eh schon losgelaufen; das Wasser schwappte ihm schon um die Packsäcke herum. Liesl schwamm, war jedoch flußabwärts abgetrieben. Aber in sie hatten wir inzwischen Vertrauen, sie schwimmt gut und wird nicht panisch; sie würde weiter unten an Land klettern und zu uns hochkommen. Ich lief mit Samurai und Rebelde los. Bis zur Flußmitte reichte mir das Wasser bis zu den Waden. Da ich Shorts anhatte, kein Problem. Es wurde wieder flacher, und wir kamen mit trockenen Sachen und frisch gewaschenen Füßen am anderen Ufer an.

Am Strand

Strand - das kannten unsere Pferde nicht. Wie angewurzelt blieben sie stehen und beäugten schnaubend und nervös die rollenden Wellen. Dort, wo der Sand feucht ist, ist er fester, und für die Pferde angenehmer zu laufen. Aber genau dorthin wollten sie nicht, kamen doch hier die beängstigenden Wellen mit einem weißen Schaumrand und einen lauten Rauschen auf sie zu. Sie sprangen vor jeder Welle davon, als würde es sich um eine gefährliche Säure handeln, die man auf keinen Fall berühren durfte. Pumuckl lief frei, und hielt sich in sicherem Abstand vom Wasser, schaute unseren Bemühungen, die Reitpferde mit dem Meerwasser vertraut zu machen, vom "sicheren" trockenen Sand aus zu. Auch Liesl war skeptisch, und blieb erstmal den rauschenden Wellen fern. Am Strand huschten rote Landkrabben vor dem Huftritt unserer Pferde in ihre Löcher. Mit der Zeit gewöhnten sich unsere Pferde (und auch Liesl) an die Wellen, und wir konnten sie dazu bringen, auf dem wellenumspülten Streifen zu laufen. Nur Pumuckl nicht; an einer Stelle wurde der Strand so schmal, daß ihn tatsächlich eine Welle erwischte; vor lauter Schreck und Verwirrung fiel er mit seinen dicken Packtaschen in die Wellen!



Faszinierende Artenvielfalt

Ich war von Costa Rica begeistert. Diese vielen Vögel! Mein Fernglas hatte ich dabei, leider kein Vogelbestimmungsbuch. Riefenschnabel-Anis und die kleinen Rosttäubchen waren eigentlich ständig am Wegrand zu beobachten. Wir sahen viele Tangaren, leuchtend rot-schwarze Passerinitangaren, hellblaue Bischofstangaren; dann Langschwanzhähler, viele verschiedene Fliegenschnäpper; Graureiher, Kuhreiher, Tigerreiher, Mangrove reiher., Schlangenhalsvögel. Einmal sogar einen Jacana! Amazonasfischer saßen von einem über einen Fluß ragenden Ast auf Fische an. Schillernde Blauscheitelmotmots mit ihren charakteristischen kolbenartigen Verbreiterung an den Schwanzfedern suchten im Gebüsch nach Futter. Schillernde Kolibris saugten, wie dicke Hummeln surrend in der Luft schwebend, aus langen farbenprächtigen Röhrenblüten Nektar. Papageien flogen kreischend in Gruppen über uns hinweg oder ein ganzer Trupp saß, fast unsichtbar, in einem Baum und schwatzte vor sich hin, als wären sie bei einem Kaffeeklatsch. Ich konnte Rotstirnamazonen und Tovitische erkennen, die die Leute hier auch viel als Haustiere halten.

Was wir überhaupt nicht sahen (ich aber so gerne gesehen hätte) waren Schlangen. Ständig hörten wir von den Leuten hier von den vielen Schlangen, und daß wir vor diesen und jenen aufpassen sollten, und überhaupt, alle seien irgendwie gefährlich. Bei Dunkelheit sollten wir auf die Weide und auf abgelegenen Wegen möglichst überhaupt nicht gehen, und wenn dann nur mit Taschenlampe. Oder: Gerade gestern sei hier eine armdicke Boa über die Straße gekrochen! Aber immer, bevor wir kamen...

Wir haben ja noch eine weite Wegstrecke vor uns. Vielleicht habe ich ja noch Glück!

Neuigkeiten von Günter W.

Mein Ziel war schon immer: "Nach Alaska mit den gleichen Pferden, Rebelde und Gaucho." In Südamerika habe ich mir da selten Gedanken machen müssen, den Tieren ging es gut, wir hatten immer genug nährreiches Gras, kein Pferd war ernsthaft krank und mußte gepflegt werden. Jedoch hier, in den Tropen, hat dieses Ziel eine ganz andere Gewichtung bekommen. Seit einem halben Jahr ist ständig eines unserer Tiere krank, es ist viel mit Pflegen, Warten und Hoffen verbunden.

Barbara plante, für einige Wochen nach Deutschland zu fliegen und hatte angeboten, daß sie für diese Zeit ihre Pferde an einen Freund/eine Freundin von mir ausleihen würde, der/die mich dann einige Wochen begleitet. Ich war überrascht, wie viele Interesse hatten, mich ein paar Wochen zu begleiten. Leider konnte ich die Idee am Ende überhaupt nicht verwirklichen, da Samurai, Barbaras Reitpferd erkrankte und stark an Gewicht abnahm.

So kümmerte ich mich während Barbaras Abwesenheit nun um ihn und erledigte die Papierformalitäten für die Einreise nach Costa Rica. Diesmal war alles einfacher und unkomplizierter als bei den vorhergehenden Grenzen.

Bei den Bluttests für die Einreise nach Costa Rica wurde mir noch einmal bestätigt, daß unsere beiden Pferde, Gaucho und Samurai, Piroplasmose hatten und auch noch haben, wenn auch in geringem Ausmaß. Damals, als Gaucho akut und lebensbedrohlich erkrankt war, war ich einfach nur froh, als es ihm wieder besser ging, er überlebt hatte und das Fieber gesunken war. Erst jetzt fing ich an, mir weiterreichende Gedanken zu machen und Nachforschungen anzustellen: Würde die Krankheit überhaupt je ganz verschwinden? Konnten wir mit diesen Pferden über die Grenzen problemlos weiterreisen? In den mittelamerikanischen Ländern machte ich mir nicht weiter groß Gedanken, hier würde die Korruption und die unüberschaubare Bürokratie mal ausnahmsweise für mich arbeiten. Aber wie sah es mit der Einreise in die USA aus?

Ich erinnerte mich an einen Bericht von Nathan und Elly Foote, die vor über 30 Jahren von Patagonien bis Anchorage geritten sind. Auch sie wollten mit den gleichen Pferden über die Grenze Mexiko-USA. Da sie mit ihren Piroplasmose-infizierten Pferden nicht in die USA gelassen wurden, stellten ihnen die US-Grenzbehörden zur Wahl, entweder die Pferde zurückzulassen oder die Pferde mit einem Präparat zu spritzen, das noch nicht



ausreichend getestet wurde. Sie entschieden sich für die Impfung, alle ihre Pferde starben vor ihren Augen einen qualvollen Tod. Dank Internet und vielen hilfsbereiten Freunden bekamen wir noch viel Information über diese Krankheit. Diese Zeilen aus einem Internet-Dokument frustrierten mich besonders: "Die Eliminierung von Babesia equi (das ist der Piroplasmose-Erreger) bei einem infizierten Tier ist bisher mit keinem verfügbaren Präparat möglich. Somit bleibt ein Babesia equi-befallenes Tier zeitlebens Trägartier und vom internationalen Pferdesport und -handel ausgeschlossen." Das sind dann solche Zeiten, wo das Unterwegssein für mich deprimierend ist, wo ich mutlos bin, wo das Reisen einfach bitter schmeckt.

Wir waren auf der Pferderennbahn, die größte ihrer Art in Mittelamerika. Wir waren in einem Reitstall für Springpferde und bewunderten kolumbianischen Pasopferde mit ihren langen wallenden Mähnen, auf ihrem hölzernen Laufsteg, wo man ihren Pasoschritt auch noch akustisch genießen konnte. Hier traf sich "Rich and Beautiful"; ebenfalls auf einer Zuchtprämierung von peruanischen Pasopferden. Am "gewöhnlichen Volk" als Zuschauer war man gar nicht interessiert, nur ein elitärer Kreis von wenigen Familien war anwesend. Ich wollte fotografieren, Pferde und ihre Reiter in Aktion, und ich wollte mich mit den Pferdeleuten hier unterhalten, ich war neugierig, wollte einen Einblick bekommen in ihre Einstellung zum Pferd, ihre Begeisterung, wollte Erfahrungen austauschen, lernen. Ich wollte wissen welchen Bezug haben andere Menschen zu ihren Pferden und was fasziniert sie an dem "Freund" Pferd. Aber irgendwie war ich enttäuscht. Das ganze gefiel mir nicht. Irgendwie spielte sich immer das gleiche ab: Die Reichen präsentierten ihre teuren Pferde, aber als Besitz, natürlich, auf den sie stolz sind, aber sie interessiert nicht das Pferd als Tier, als Kamerad, oft wissen sie gar nichts über ihr Pferd. Es wird vorgeführt wie ein teures Auto oder ein anderer wertvoller Gegenstand. Die Arbeit mit ihnen macht ein anderer, ein Knecht, ein Sklave. Wir unterhielten uns über Pferde, sprachen aber nicht die gleiche Sprache und wir haben uns auch nicht verstanden.

In Costa Rica ist es anders. Der Hintergrund ist mit auch in der unterschiedlichen sozialen Struktur der Länder zu sehen. In Panama, auch in Ecuador gibt es nur sehr Reiche und einen großen Anteil armer Bevölkerung. Hier gibt es auch eine große Mittelschicht, wie bei uns in Deutschland. Die Leute haben nicht solch teure Vorführpferde, sondern sie reiten, weil sie Spaß daran haben, arbeiten mit ihren Pferden auf den Feldern und mit den Rindern. Sie kümmern sich selbst um ihre Pferde, der gleiche, der sie reitet, sattelt sein Pferd auch, füttert und trinkt es, wäscht und pflegt es und hat dadurch auch einen ganz anderen Bezug zu seinem Pferd; man hört an ihren Anekdoten und Erzählungen, daß die Tiere ihnen nahe stehen.

Pura Vida! - Gastfreundschaft in Costa Rica

Nach dem Überprüfen der Einreisepapiere für Costa Rica rief der Staatsveterinär einen Freund im ersten größeren Dorf in Costa Rica an, berichtete von uns und unserer Reise, und wir waren schon gleich dort eingeladen. Es waren nur 12 km bis dorthin. Auf halbem Weg überraschte uns ein Wolkenbruch; wir waren gerade dabei, unsere Regencapes anzuziehen, da hielt ein Auto an: "Wißt ihr schon, wo ihr heute hinwollt? Mein Haus ist nur einige hundert Meter von hier. Ihr seid herzlich eingeladen, bei uns zu bleiben!" Wir blieben einige Tage bei Marvin und genossen die Gastfreundschaft seiner ganzen Familie. Von da an wurden wir geradezu "weitergereicht", von einem Pferdenarr zum anderen. Wir wurden auf der Straße oder im Dorf angesprochen. "Wir haben euch schon erwartet - Marvin hat euch angekündigt." Oder sie folgten uns am nächsten Tag mit ein paar Freunden, fanden heraus, wo wir unser Nachtlager hatten, brachten Fleisch und Getränke in Kühlboxen mit, um gemeinsam noch ein paar Abendstunden zu feiern. Beim Aufstieg zum Cerro de la Muerte, mit 3.400 Metern einer der höchsten Berge in Costa Rica, machten wir am Wegrand Mittag, da kam jemand vorbei. Er wartete schon seit einigen Stunden auf uns, 2 km weiter sei ein Tor, das er für uns aufsperrn müsse, er sei von José (unser Gastgeber einige Tage zuvor) angerufen worden, daß wir vorbeikämen, und das sei eine Abkürzung über herrliche einsame Wege. "Ach ja, und übrigens, nach ungefähr einer Stunde Weg kommt ihr an einer verlassenen Hacienda vorbei, dort könnt ihr gerne über Nacht bleiben." Wir blieben. Von der Hacienda hatten wir einen herrlichen Blick über die nebligen Eichenwälder, über die Nachbarberge, Kaninchen hüpfen vor unserer Schlafstätte über die Wiese und unsere Pferde rupften mit Begeisterung das saftige, mit feinen Kräutern gemischte Gras. Die Nacht war eine unserer kältesten in diesem Land (0 Grad Celsius), aber wenn wir noch mehr Essen dabei gehabt hätten, wären wir sicherlich noch einige Tage geblieben.



Naturschutz in Costa Rica

Etwa ein Drittel des gesamten Landes sind Nationalparks und Naturschutzgebiete. Viele dieser Parks verfügen über eine gute Infrastruktur, die es Besuchern vereinfacht, sie zu erreichen und die artenreiche und faszinierende Tier- und Pflanzenwelt zu beobachten. Vor allem die Vogelwelt Costa Ricas ist nicht nur ein visuelles, sondern auch ein akustisches Naturerlebnis.

Leider dürfen wir die meisten Parks mit unseren Pferden und vor allem mit Hund nicht betreten. Das ist für uns im ersten Moment etwas ärgerlich, aber ganz nüchtern betrachtet macht es doch Sinn, da es verantwortungslose Hundebesitzer gibt die ihre Tiere nicht unter Kontrolle haben und die einen erheblichen Schaden anrichten können. Nicht nur, daß Hunde die Gelege bodenbrütender Vögel stören und anfangen zu jagen, sondern allein ihre Anwesenheit vertreibt die Tiere mehr in das Dschungeldickicht, so daß man kaum mehr die Chance hätte, sie aus der Nähe zu beobachten. Die Gegenden außerhalb der Nationalparks, die wir mit unseren Pferden durchstreifen, sind genauso interessant. Wenige Meter nur über unseren Köpfen turnen neugierige Kapuzineräffchen, oder die größeren, stimmungswaltigen Mantelbrüllaffen. Leguane, die keine Angst haben, weil sie hier nicht gejagt werden, wärmen sich auf sonnenbeschienenen Felsen oder Baumstämmen.

Im Gegensatz dazu laufen in Panama, Ecuador und eigentlich allen anderen Länder runter bis Argentinien die gesamte männliche Hälfte der Bevölkerung, vom Kind bis zum Erwachsenen, mit Steinschleudern herum und schießen auf alles was sich bewegt. In Panama trafen wir einmal fünf junge Männer auf einer Weide unter dem einzigen Baum, mit Gewehren bewaffnet. "Auf was schießt ihr denn?" "Weiß nicht, was es halt grad gibt."

In den gleichen Ländern fliegt auch jeglicher Müll durchs offene Fenster des fahrendes Busses. Schmeißt der Fahrgast ihn nicht selbst raus, sondern in einen Abfalleimer, dann entsorgt der Busfahrer den kompletten Abfalleimer aus dem fahrenden Bus. Die Produkte sahen wir dann beim Entlangreiten an den Straßen - ein einziger Müllplatz, der sich durchs ganze Land zog. Hier in Costa Rica sind die Straßenränder deutlich sauberer. Bei einem zweitägigen Wanderritt, bei dem ich eingeladen war, reichte einer der Mitreiter eine Tüte Bonbons herum . Jeder steckte sich das leere Bonbonpapier in seine Tasche und warf es nicht einfach weg. Warum ist hier ein anderes Umweltbewußtsein als in den Nachbarländern?